

Exkursion der Karstgruppe Mühlbach nach Thüringen vom 15.-17. April 2005

Resümee von Dieter Gebelein



Die Exkursionsteilnehmer aus den Reihen der KGM (v.l.n.r.): Manfred Wendel, Angelika Köhler, Helmut Köhler, Angie Boehl, Robert Queitsch, Thomas Fürtig, Rainer Bornschlegl, meine Wenigkeit, Steffi v.Schubert, Jacqueline Feyerer, Ernst Zierer, Martin Queitsch, Christof Gropp (nicht auf dem Bild: Christian Schöffel und Norbert Leisch, der als Gast teilnahm)

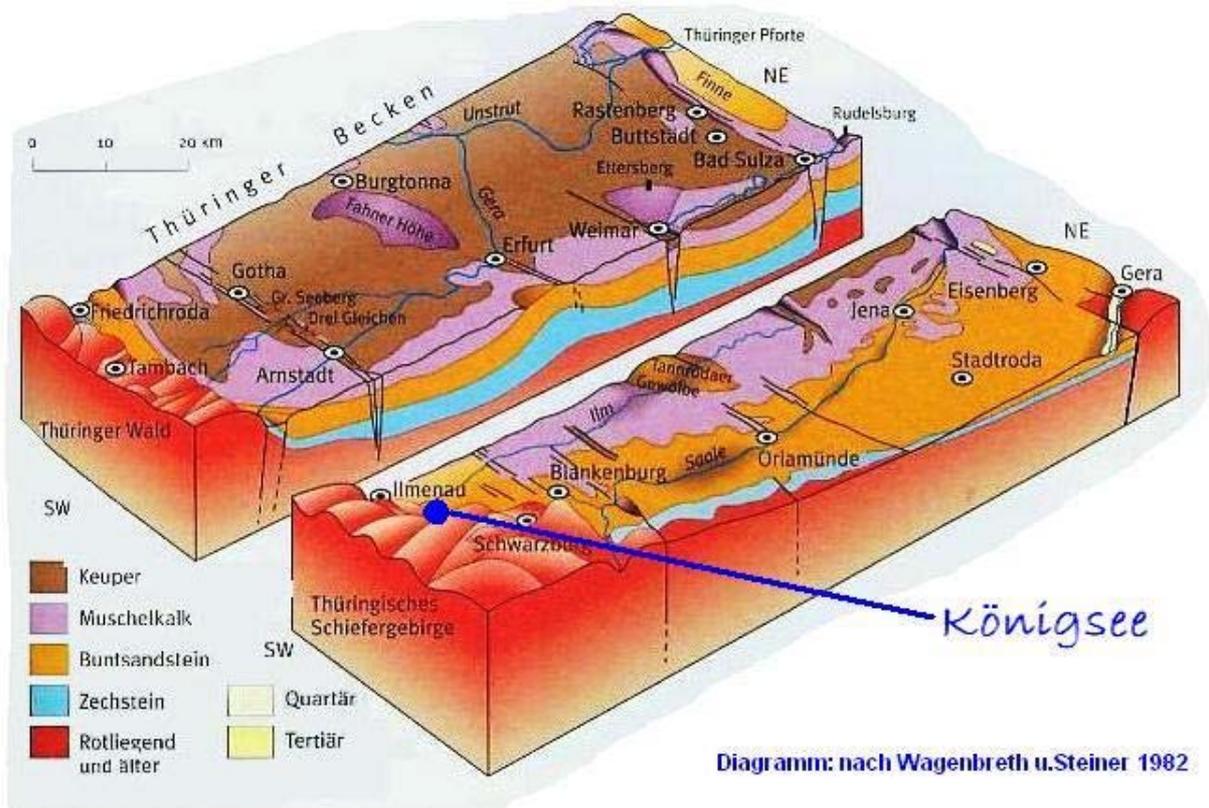
Auch heuer wieder nutzten wir die Gelegenheit, einen der weiter entfernt veranstalteten KGM-Vorträge mit einer Karstexkursion für unsere Mitglieder zu verbinden. Dieses Mal ging's zu alten Bekannten von uns nach Königsee in der Nähe von Rudolstadt in Thüringen. Die hohe Teilnehmerzahl aus den Reihen der KGM ließ auf ein großes Interesse an den dortigen, für viele von uns „Wessies“ noch immer recht unbekanntem Karstgebieten schließen. Bereits seit der „Wende“ im Jahre 1989/90 besteht ja zwischen einigen unserer Mitglieder und den Leuten von der „Fachgruppe für Höhlen- und Karstforschung, Ur- und Frühgeschichte Königsee“ (puh, jetzt ist er raus, der lange Name – im Folgenden verwende ich der Einfachheit halber die Bezeichnung „Fachgruppe“) ein reger Erfahrungsaustausch. So war der Kontakt schnell hergestellt und wir rückten am Freitagabend in 15-köpfiger Mannschaftsstärke an, die meisten in einem gemieteten Neunsitzer-Kleinbus.

Zunächst absolvierten wir – inzwischen ja einigermaßen routiniert – unseren vereinbarten Drei-Stunden-Vortrag im Max-Näder-Gymnasium zu Königsee. Sehr viele Gäste waren nicht gerade gekommen. Ein Drittel der Zuschauer stellten wir selber, aber den Wenigen, die sonst noch anwesend waren, hat's wohl gut gefallen. Die Rahmenbedingungen waren von den Königseern jedenfalls perfekt organisiert – vielen Dank an dieser Stelle an die Vorsitzenden der Fachgruppe Ingolf Heinze und Hubert Brückner, sowie alle Beteiligten!

Anschließend fuhren wir zu später Stunde zu der luxuriösen Vereinshütte unserer Gastgeber aufs „Gebörne“, einer Anhöhe beim Königseer Stadtteil Garsitz. Unser Gastgeschenk, fränkisches Krug-Bräu aus Breitenlesau, war im Nu vertilgt, und wer sich noch nicht kannte, war nach ein paar Bieren schnell vertraut miteinander. Am nächsten Morgen konnte es losgehen mit der Exkursion.

Zunächst ein kleiner geologischer Überblick: Königsee liegt am nördlichen Rand des Thüringer Waldes und damit gleichzeitig am südlichen Rand des „Thüringer Beckens“, einer

großräumigen, flachen Muldenstruktur, die sich nach Norden bis zum Kyffhäuser und zum Harz erstreckt. Hier bildeten sich vom Perm bis in die Trias durchgängig Meeressedimente, die sich, je nach den vorherrschenden Ablagerungsbedingungen, als Sandsteine, Kalksteine bzw. Dolomite, aber auch als Gips (bzw. Anhydrit) oder Steinsalz abgelagert haben. Interessant für uns sind vor allem die Zechstein-Formation (Oberes Perm) und der Muschelkalk (Mittlere Trias), da es sich dabei um verkarstungsfähige Gesteine handelt. Der Zechstein tritt in stark wechselnder Mächtigkeit zwischen 60 und 800 m, der jüngere Muschelkalk, das dominierende morphologische Element im Thüringer Becken, mit 200 bis 290 m auf. Südlich des „Beckenrandes“ erhebt sich als geologischer „Horst“ der Thüringer Wald und das Thüringer Schiefergebirge, wo weitaus ältere Gesteine aus dem Erdaltertum zu Tage treten.



- Das Schaubergwerk „Volle Rose“

Geplant war ursprünglich ein Besuch in der Allendorfer Höhle, einer Höhle im Zechstein-Dolomit, der aus organisatorischen Gründen ausgerechnet an diesem Wochenende aber leider nicht möglich war. Doch unsere beiden Führer, die „Fachgruppen“-Mitglieder Helmut Markgraf und Rainer Rach hatten uns natürlich reichlich Alternativen anzubieten. Nahe liegend war ein Besuch in einem der vielen ehemaligen Bergwerke in der Gegend. Die beiden waren bis 1991 als Bergleute im Revier Ilmenau tätig und von ihrem Fachwissen konnten wir als Freizeit-Stollenbauer natürlich durchaus profitieren, gerade im Hinblick auf die geplante Sanierung des Einganges zur unserer heiß geliebten Mühlbachquellhöhle.

Die Bergbautradition bei Ilmenau geht bis ins 12. Jahrhundert zurück. Erste Dokumente gibt es ab 1471. Seit dem 17. Jahrhundert bis 1949 wurde Braunstein- (Mangan) Bergbau in Oehrenstock und Geraberg betrieben. Ein junger Bergbauinspektor leitete ab 1784 die Gruben und unternahm dabei den Versuch, den Kupferschiefer-, Gold- und Silberbergbau zu beleben. Das Unternehmen scheiterte 1796 mit dem Verbruch eines Entwässerungstollens. Nach der Erkenntnis, dass er in Bergbauangelegenheiten eher glücklos blieb, wandte er sich verstärkt

der Dichtkunst zu. Er sollte es dabei noch weit bringen. Sein Name war Johann Wolfgang von Goethe.

Dann begann die letzte Etappe im Revier Ilmenau. Zum ersten Mal wurde 1842 das Grubenfeld „Michael“ auf Flussspat (chemisch: Calciumfluorid = CaF_2) vergeben. Dieses Mineral galt vorher als „taubes“ Gestein, doch man erkannte seinen Wert bei der Glas- und Eisenverhüttung: es senkt den Schmelzpunkt um etwa 200°C und war somit als Flussmittel sehr begehrt (Name!).



Steffi als Lokführerin in einer ausrangierten Grubenlok



Bei der Ausfahrt aus der „Vollen Rose“. Im Vordergrund unsere beiden Führer Helmut Markgraf und Rainer Rach.

Wie ich erfuhr, wurden sehr hohe Radongehalte in den Gruben im Grundwasser gemessen und man brachte deshalb in der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg Versuchsbohrungen nach Uran¹ ein, allerdings erfolglos. Von Helmut, unserem Führer von der „Fachgruppe“, erfuhr ich, dass die unter Tage arbeitenden Bergleute wegen der hohen Radongehalte einen stündlichen Zuschlag von 60 Pfennigen erhielten, ohne je etwas genaueres über die Höhe der Konzentrationen dieses radioaktiven Edelgases in der Atemluft gesagt zu bekommen.

Im Jahre 1991 fand mit der Einstellung der Produktion durch die Fluss- und Schwerspat GmbH Lengenfeld im Bergwerk Gehren der Bergbau im Revier Ilmenau endgültig sein Ende.

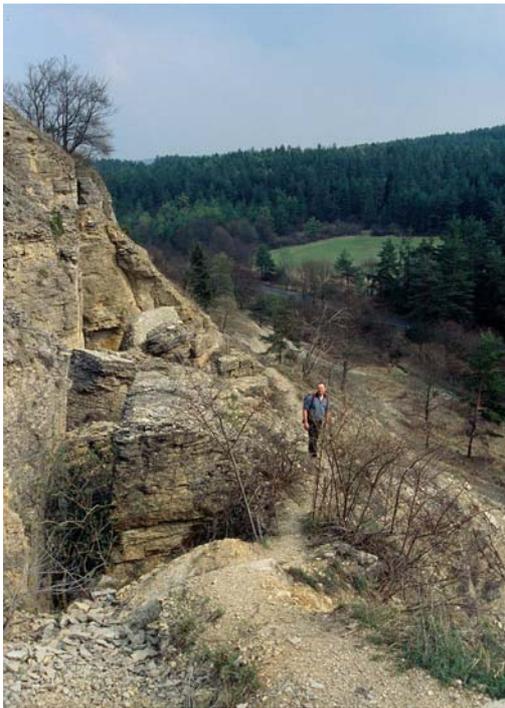
Der Stollen „Volle Rose“ im Tal der Schorte bei Ilmenau ist als Schaubergwerk heute für jedermann zugänglich. In Ausstellungen, einer Filmvorführung und auf einer Grubenbahn-Rundfahrt durch das Außengelände bekamen wir historische Bergbaumaschinen zu sehen und erhielten Informationen zum ehemaligen Grubenbetrieb. Was folgte, war eine 350 m lange Fahrt mit einem Spezialzug in den Talstollen „Volle Rose“. Mit großem Krawall führte uns ein Ex-Bergmann, interessanterweise ein ehemaliger Untergebener von Ex-Maschinensteiger Helmut Markgraf, unter Tage noch einen Druckluftabbauhammer und andere Maschinen in Aktion vor. Beeindruckend fand ich eine Lampe, die über einen druckluftbetriebenen Dynamo Licht spendete. Helmut erzählte ergänzend noch manches Wissenswerte und wir als Mühlbacher „Freizeit-Bergleute“ lauschten natürlich gespannt.

• Das Jonastal bei Arnstadt

Jeder kennt wohl die „Wolfsschanze“ im ehemaligen Ostpreußen, in der Oberst Stauffenberg 1944 mit seinem Attentat scheiterte, Hitlers Bergfestung Obersalzberg oder den Führerbunker in Berlin. Über das ganze „dritte“ deutsche Reich hatte der „Führer“ seine Rückzugsorte verstreut, und so war es nahe liegend, dass er für den Thüringer Wald, dem symbolträchtigen geografischen Zentrum „Großdeutschlands“, ein besonderes Interesse hegte. Speziell das

¹ Das radioaktive Edelgas Radon ist eines der Spaltprodukte auf der Zerfallsreihe von Uran.

Jonastal zwischen Crawinkel und Arnstadt rückte in den Blickpunkt. Neben dem Bau eines weiteren Führerhauptquartiers arbeitete man ab 1944 dort aber offenbar noch an ganz anderen Projekten. Nachgewiesen ist zunächst einmal der Bau von V2-Raketen in Serienproduktion. Die Gerüchte, Spekulationen und mehr oder weniger gesicherten Beweisen und Indizien reichen aber vom Bau einer bemannten Interkontinentalrakete bis hin zu einem betriebsbereiten Fusionsreaktor. Angeblich soll den Nazis dort bereits die Zündung (!) einer Miniatur-Atombombe („100g-Bombe“) gelungen sein, die mit Spaltmaterial weit unterhalb der ansonsten notwendigen „kritischen Masse“ auskommen konnte. Ja, sogar von einem UFO-ähnlichen Objekt ist die Rede.



Was feststeht ist, dass die Nazis von 1944 bis in die letzten Kriegstage im nördlichen Talhang ein ausgedehntes Netz von Stollen und Bunkern in den Berg getrieben haben. Die Arbeiten wurden von tausenden von Häftlingen eines Außenlagers des KZ Buchenwald unter Aufsicht der SS ausgeführt. Die meisten von ihnen ließen unter den unmenschlichen Bedingungen ihr Leben – und kommen somit als Zeugen nicht in Frage. Vom Talhang aus wurden 25 nebeneinander liegende Stollen in den Berg getrieben. Je nach Quelle existieren Zahlen von 17000 bis 34000 eingesetzten Zwangsarbeitern, was sofort die Frage aufwirft, wie man so viele Leute in nur 25 Stollen gleichzeitig beschäftigen konnte. Daran lässt sich jedenfalls ein das gewaltige Ausmaß der seit 1945 im Berg schlummernden Anlagen vage erahnen. Unmittelbar nördlich des heute unter Naturschutz stehenden Jonastals schließt sich der Truppenübungsplatz Ohrdruf an.

Spuren der Sprengungen an den Hängen des Jonastales

In diesem für die Öffentlichkeit nicht zugänglichen riesigen Hochplateau befinden sich, weit weg von den Stollenmundlöchern im Talhang, da und dort Überreste von Bauwerken aus der NS-Zeit. Die Rede ist von Entlüftungsschächten und dergleichen, deren genaue Funktion bis heute nicht geklärt ist, die aber deutliche Hinweise auf vermutlich vorhandene, heute unzugängliche unterirdische Bauwerke sind.

Beim Näherrücken der amerikanischen Invasionstruppen unter General Patton, die 1945 zunächst die Oberhoheit übernahmen, sprengte die SS in großem Umfang die Stolleneingänge und verschiedene Fortsetzungen im Inneren der Anlage zu und würzte das Ganze vermutlich mit ein paar Minen. Inwieweit die Amerikaner die Stollenmundlöcher wieder öffneten ist nicht bekannt, aber es ist sicher, dass sie die Anlagen ein Stück weit erkundet haben. Die Russen, denen als Besatzungsmacht später der Raum Thüringen zugesprochen wurde (im Tausch gegen West-Berlin), zündeten später noch einmal kräftige Sprengladungen und sicherten die Zugänge bis zum heutigen Tag. Die Spuren dieser gewaltigen Sprengungen sind noch heute deutlich schon von weitem zu sehen. Unseren Besuch dort nutzten wir, um an der einen oder anderen Stelle über stark beweterte, durch die Sprengung entstandene Abrissklüfte in einen der Stollen vorzudringen, was uns erwartungsgemäß aber nicht gelang.

Was ich bis jetzt nicht noch erwähnt habe, ist die Art des Gesteins, in dem so viel Mysteriöses verborgen liegt. Es handelt sich um den unteren Muschelkalk, um ein durchaus verkarsungsfähiges Gestein also. Tatsächlich ist das Jonastal Bestandteil eines weitläufigen und viel versprechenden Karstgebietes, das sich über den kompletten Truppenübungsplatz Ohrdruf

erstreckt. In diesem, schon seit vor dem 1. Weltkrieg bestehenden Übungsplatz finden sich auch Karsterscheinungen und Höhlen, die deutliche Hinweise nicht nur auf unterirdische Entwässerung, sondern auch auf groß angelegte Höhlenbildung liefern. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang der 25 m tiefe und großräumige Schacht im Musketierberg (oberer Muschelkalk) der sich in etwa 6 km Luftliniendistanz zum Jonastal befindet. Die „Wilde Weiße“, die früher das Tal durchfloss, führt angeblich seit dem Krieg nur noch selten Wasser und auch wir fanden bei unserem Besuch das Bachbett trocken vor. Man könnte deshalb schlussfolgern, dass man im Zuge der Stollenbauarbeiten auf unterirdische Wasserläufe gestoßen ist und dem Bach das Wasser abgrub, sei es zur Trinkwassergewinnung oder aber zur Energieerzeugung für die Bunkeranlagen. Am östlichen Ausläufer des Tales liegt unter Schuttmassen verborgen der Eingang zu der historisch belegten Biensteinhöhle. Warum hatte die SS ein Interesse daran, auch den Eingang zu dieser eher kleinen Naturhöhle zuzusprennen? Nur um die ortsansässige Höhlenforschergemeinde zu ärgern wohl kaum. Hatte man den Höhlenverlauf weiter verfolgt und war dort gar auf einen Bach gestoßen, den man zur Stromgewinnung nutzte? Sicher ist dies Spekulation. Sicher ist aber auch, dass es in speläologischer Hinsicht noch viel in der Gegend zu entdecken und zu erforschen gäbe - wenn man denn könnte wie man wollte.

Fazit: das Jonastal birgt noch manches Geheimnis. Was auch immer an all dem Beschriebenen wahr ist oder sein kann: viele Fragen bleiben offen. Im Tal herrscht jedenfalls Klondike-Stimmung. Streift man dort durch die Wälder, ist man nie so ganz allein. Auch wir trafen mitten im Wald auf Leute, die – wie wir ja auch – gedankenversunken nach Fundamentresten von Nazi-Bauwerken Ausschau hielten. Ach ja - der Verbleib des originalen Bernsteinzimmers ist ja auch noch immer ungeklärt, und die Bunker im Jonastal gelten seit jeher als heißer Tipp. Bis heute sind die die Bunker betreffenden Unterlagen in US-amerikanischen Nationalarchiven verwahrt und immer noch als geheim klassifiziert – warum auch immer. So, nun bleibt mir zu hoffen, dass ich durch diese Zeilen nicht zur Zielscheibe der CIA geworden bin und mir ein intensiver Hausbesuch, eine Sicherungsverwahrung oder gar Schlimmeres erspart bleibt. Sollte man also länger nichts mehr von mir hören...

- Der Spring von Plaue

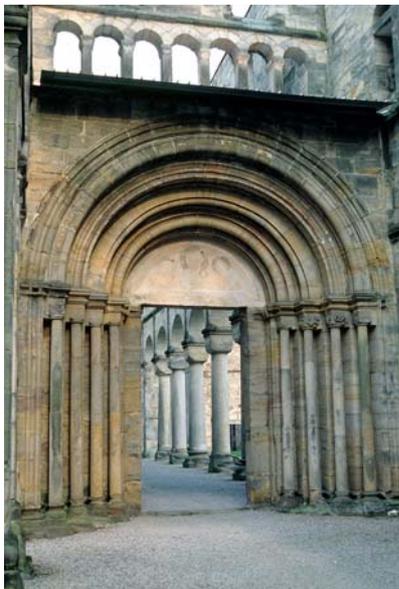


Ganz in der Nähe legten wir einen kurzen Halt am „Spring von Plaue“ ein, wo aus einer ganzen Reihe von Quellen nach unserer Schätzung 600 l/s Wasser aus dem unteren Muschelkalk strömten. Teilweise waren die Quelhöhlen sogar ein Stück befahrbar und man fragte sich, warum nicht schon mehr über die weiteren unterirdischen Verläufe bekannt ist. Doch dürften Genehmigungen für Vortriebsversuche an dieser Karstquelle durch ihren Status als Naturdenkmal erschwert sein, und wenn daran nicht, so dürften sie halt mal wieder am Einverständnis des Eigentümers, der unmittelbar vor der Quelle eine Fischzucht betreibt, scheitern.

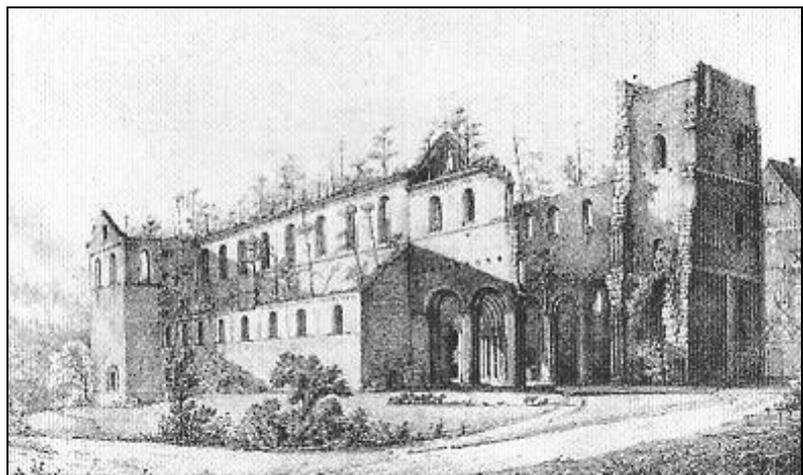
Robert beim Eruiern von U-Boot-Einsatzmöglichkeiten am Spring von Plaue

- **Klosterruine Paulinzella**

Wenig mit Karst und Höhlen hatte unser nächstes Ziel zu tun, aber wir wollten uns nicht nachsagen lassen, wir Höhlenforscher wären anderen Bildungsaspekten gegenüber nicht aufgeschlossen. Die Klosterruine Paulinzella im Rottenbachtal, benannt nach der sächsischen Adelige und Klostergründerin Paulina, ist eines der beeindruckendsten Beispiele für romanische Architektur in Deutschland. Die Tatsache, dass es sich „nur“ um eine Ruine handelt, ist dem Gesamteindruck, den man von der Anlage schon von weitem erhält, eher zuträglich – Romanik in ihrer ganzen wuchtigen Pracht, bar jeden Schmuckes und Beiwerks. Erbaut wurde die Basilika am Beginn des 12. Jahrhunderts. Die Reformation brachte im Jahr 1534 die Auflösung des Klosters und danach begann der Verfall der Anlage, wie üblich unterstützt durch die Entnahme von hochwertigem Material für andere Bauvorhaben. Bereits ab 1752 investierte man aber in die Erhaltung der Reste der Basilika, so dass auch die Romantiker des 18. und 19. Jahrhunderts Gelegenheit hatten, die mit Gestrüpp bestandene und mit Bäumen durchwachsenen Gebäudereste in zahlreichen Ansichten in unsere Zeit zu retten. Friedrich Schiller schrieb 1788 ins Gästebuch von Paulinzella: „Nichts ist bleibend, alles eilt von hinnen“. Die Verlassenheit und Öde des Ortes hatte ihn wohl ergriffen. Auch unser ehemaliger Bergbauinspektor und mittlerweile weit gereister Dichturfürst Goethe wusste die verwunschene Atmosphäre der würdevollen Ruine zu schätzen: Er verbrachte im Jahr 1817 seinen Geburtstag im Inneren des Gemäuers. Heute wirkt die an Wochenenden gut besuchte Anlage wesentlich „aufgeräumter“. Es ist fast etwas schade: von dem ehemaligen Bewuchs ist jetzt nichts mehr zu sehen und die restaurierte und gesicherte – nackte – Ruine hat fast etwas Museales. Dennoch vermitteln die vollständig erhaltene wuchtige Säulengalerie des Hauptschiffs und das romanische Westportal einen bleibenden Eindruck. Fazit: der Besuch lohnt allemal – auch wenn sich Detailkenntnisse zur Romanik in Deutschland in der Höhlenforschung schwerlich verwerten lassen. Oder? Hatten sich die Baumeister des Mittelalters bei den typischen Formen ihrer Bogenfenster und Portale wohl gar an dem einen oder anderen Höhlenprofil orientiert? Na gut, dies nur am Rande und eher nicht ernst gemeint...



romanisches Portal der Ruine Paulinzella



Ruine Paulinzella von NW, Lithografie von Kirchoff 1843

Abends auf der Hütte auf dem Gebörne luden uns unsere Gastgeber zu Gegrilltem ein, zu den landestypischen Bratwürsten und „Roschtbräteln“. Alles in allem war's ein gelungener, prall gefüllter Tag, den wir mit gleichermaßen prall gefüllten Bäuchen abschlossen.

• Bärenkeller bei Garsitz

Nach einer weiteren gemütlichen Hüttennacht ging's am Sonntagmorgen beizeiten wieder los. Unser Führer war dieses Mal Dieter Reise, seines Zeichens altgedientes Fachgruppen-Mitglied, Insidern auch bekannt als ausgesprochener Pechvogel in Bezug auf die Tücken des Alltags und dadurch Inhalt mancher kleiner (sicher übertriebener) Anekdoten². In Sachen lokaler Höhlenforschung mit Spezialbereich Vorgeschichte aber ist er ein kompetenter Spezialist - und eine begnadete Fundspürnase.

Nach einer anschaulichen Einweisung zu den vorgeschichtlichen Besonderheiten der Gegend ging's zunächst auf zum „Bärenkeller“ bei Garsitz – nein – eher bergab müsste ich sagen! Der Eingang zu der auch überregional berühmten Höhle, die so viele bedeutende Funde hervorbrachte, befindet sich nämlich im Steilhang unmittelbar unterhalb unseres Übernachtungsdomizils. Noch ein paar Worte zur Geologie: das „Gebörne“ ist ein etwa 540 m ü.NN hoher Ausläufer des weiter westlich gelegenen „Langen Berges“ und fällt nach Osten zu steil ab. Im obersten Hangbereich treten steilwandige Felsformationen zu Tage. Es handelt sich um Zechstein-Riffdolomit, der allerdings nicht ganz mit unseren heimischen Jura-Schwammriffkalken und -dolomiten zu vergleichen ist. Die Riffe im Randbereich des tropischen Zechsteinmeeres sind mit 260 Mio. Jahren deutlich älter und wurden von Korallen, und nicht von Schwämmen aufgebaut. In diesem Gestein sind der Bärenkeller und einige benachbarte Kleinhöhlen angelegt.

Nachdem uns Dieter das stabil vergitterte Eingangsportal geöffnet hatte, stiegen wir entlang eines Geländers in einem etwa 5 m breiten und 3 m hohen Gang hinab in die Tiefe des „Gebörnes“ und erreichten über eine Leiter einen größeren Schachtraum. Sehr lang ist sie nicht, die Höhle. Mit vielleicht 40 oder 50 m Gesamtlänge zählt sie noch zu den Kleinhöhlen, doch die wenig beeindruckenden Ausmaße machen ihre Bedeutung auch nicht aus. Der Name „Bärenkeller“ weist schon auf das Augenmerk hin, das man der Höhle entgegenbringen sollte: Hier wurden reichlich Überreste nicht nur vom Höhlenbären und weiteren eiszeitlichen Tieren gefunden. Die Mitglieder der damals frisch gegründeten Fachgruppe führten in den 60iger- und 70iger Jahren im Auftrag des Museums für Ur- und Frühgeschichte Thüringen umfangreiche archäologische Grabungen in der Höhle durch. In der benachbarten „Wildpferdhöhle“ fand man Reste vom Wildpferd, deren Langknochen ausnahmslos zur Markentnahme aufgeschlagen worden waren: ein sicherer Beweis für die Gegenwart des Menschen bereits in der Altsteinzeit. So wurden denn auch reichlich weitere menschliche Hinterlassenschaften von der Alt- über die Jungsteinzeit bis hin zur Bronzezeit ergraben.

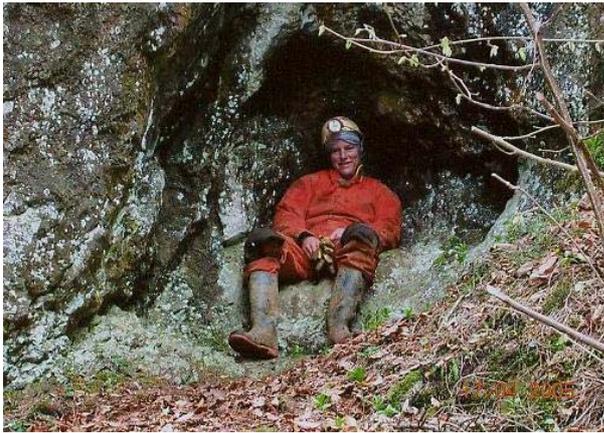
Der Name „Bärenkeller“ für die Höhle ist übrigens recht jung und geht auf die archäologischen Grabungen zurück. Der Pfarrer von Schwarzburg erwähnte sie bereits 1760 in einem Bericht an den Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt als „curiosa schwarzburgica“. Der Fürst beauftragte daraufhin die Doktoren Füchsel und Perthes mit einer näheren Untersuchung, in deren Verlauf eine spezielle Landkarte der Rudolstädter Region entstand: die erste geologische Karte in Deutschland.

Von den Einheimischen wird die Höhle oft noch als „Querlichsloch“ bezeichnet. Sagen berichten, dass man in manchen Nächten von weitem die Lichtlein der so genannten „Querliche“, einer Art „Heinzelmännchen“, beobachten kann, die zu ihren Arbeiten im Inneren des Gebörnes aufbrechen. Vielleicht ist dies ja ein Hinweis auf die bergbauliche Vergangenheit im Mittelalter. Doch darüber später mehr.

² Näheres dazu läßt sich auf Wunsch beim Verfasser gerne bei einem Glas Bier in Erfahrung bringen. Man erzählt ja immer wieder gern von den „alten Zeiten“...

• Mönchsstuhl und Mönchskirche

Nach dem Besuch des Bärenkellers liefen wir ein paar hundert Meter am obersten Steilhang des Gebörnes entlang und gelangten zunächst zum „Mönchsstuhl“, einer kleinen Halbhöhle im Riffdolomit, die von Menschenhand in einen steinernen Stuhl oder Sitz umgearbeitet wurde. Ein paar Schritte weiter befindet sich der vergitterte Eingang zur der Schachthöhle „Mönchskirche“. 1878 fand man hier bei Ausgrabungen etwa 1 m hoch aufgefüllte Ackererde und stieß in einer Tiefe von 4 m auf Knochen und Tonscherben. Nach Sondierungsgrabungen in den 60iger Jahren fand 1993 eine Grabung bis auf eine Tiefe von 10 bis 12 m statt. Das dabei gefundene Knochenmaterial konnte vom Thüringischen Landesmuseum für Ur- und Frühgeschichte in Weimar dem Menschen, sowie Rind und Höhlenbär zugeordnet werden.



Jacqueline testet die Sitzqualitäten im „Mönchsstuhl“

Der Ursprung des Namens Mönchsstuhl bzw. Mönchskirche kann durchaus auf die Bergbau betreibenden Mönche (Querliche?) des nahe liegenden Klosters Paulinzella zurückgeführt werden. Der Eingangsbereich zur Mönchskirche weist künstlich ausgearbeitete Zugangsstufen und viereckige Widerlager für Holzbalken auf, die auf eine ehemalige bergbauliche Nutzung schließen lassen.

Bei den in den archäologischen Grabungen zeigten sich stark gestörte Lagerungsverhältnisse und die vorgeschichtlichen Funde barg man auch eher aus seitlichen Nischen, und nicht etwa im Hauptverlauf des Schachtes. Möglicherweise also diente die Höhle als Zugangsschacht in eine mittelalterliche Grube und wurde später wieder verfüllt.

• Bergbau im Gebörne

Wie schon angedeutet, gibt es am Gebörne eine lange Bergbautradition, möglicherweise sogar zurück reichend bis in die Bronzezeit. Erste überlieferte Nachrichten gehen auf das Jahr 1442 zurück. Ab 1783 begann man in der Grube „Reiche Hoffnung“ in den tiefer liegenden Schichten mit dem Abbau von Flusspat. Der Zechsteinkalk, hier ausgeprägt als Schichtfazies, wies zudem kleine Hohlräume auf, die Kupfer-, Silber- und Kobalterze enthielten. 1822 kam es zunächst zum Erliegen des Bergbaus.

Ab 1890 betrieb man dann Fluss- und Schwespatbergbau in höher gelegenen Schichten. Es kam des Öfteren zu Wassereinbrüchen, die schließlich die Hauptursache für die Einstellung des Bergbaues im Jahre 1922 waren. Im Zuge dieser Bergbautätigkeiten wurde in den 20iger Jahren ein größerer Karsthohlraum angefahren, in dem man einen Höhlensee vorfand. Man führte einen Färbeversuch durch und stellte das Wiederauftauchen des Tracers, nach einer Durchlaufzeit von einigen Tagen, in Quellen in Königsee fest. Aus Furcht vor einem terroristischen Anschlag (auch damals schon - jemand könnte ja eine Ladung Gift in den Höhlensee einbringen und die Trinkwasserversorgung von Königsee gefährden) verfüllte man den hangnahen Teil hermetisch und sprengte den Zugangsstollen zu.

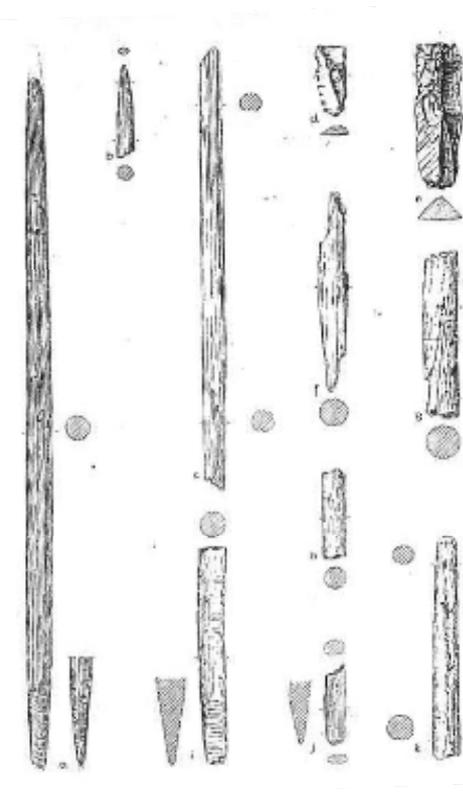
Ein Mundloch in die Flusspatgrube befand sich übrigens ziemlich genau unterhalb der Mönchskirche. Vom Höhenunterschied her können eigentlich nur ein paar Meter fehlen, und

man könnte vielleicht über die Mönchskirche in diesen, nach Unterlagen etwa 400 m langen Altbergbau gelangen.

Wie auch immer, irgendwie kommt mir das alles aus Mühlbach sehr bekannt vor: seit Alters her bekannte Höhlen in der überlagernden Massenfazies (Bärenkeller, Mönchskirche,...), erfolgreiche Färbeversuche über lange Distanzen bei kurzen Durchlaufzeiten³ und obendrein noch alte Geschichten von Höhlenseen in der Schichtfazies. In dieser sollte es ja eigentlich keine größeren Höhlen geben, „wie wir alle wissen“. So hieß es jedenfalls oft noch bei uns in der Fränkischen Alb - vor Entdeckung der Mühlbachquellhöhle. So wie es aussieht bewahrt das Gebörne die meisten seiner Geheimnisse bis heute für sich und es gäbe noch reichlich Arbeit für tatkräftige Pioniere zu tun.

• Naturhistorischer Schauraum in Garsitz

Im Hinblick auf unser geplantes Karstininformationszentrum in Mühlbach war ein von der Fachgruppe angelegter Museumsraum in Garsitz, für uns von besonderem Interesse. Auf 60 m² Ausstellungsfläche werden hier Funde und Ergebnisse der Forschungsarbeiten der Fachgruppe anschaulich präsentiert. Einen großen Teil nimmt die geologische Entwicklungsgeschichte der Region ein. Die lokale Vor- und Frühgeschichte ist weiterer Schwerpunkt, dabei vor allem die Funde aus dem Bärenkeller: Scherben aus der jungsteinzeitlichen Bandkeramiker-Kultur (4500 bis 3300 v.u.Z.), Armreifen und Pfeilspitzen aus der bronzezeitlichen Urnenfelderkultur (1200 bis 800 v.u.Z.).



Die „Venus“ von Garsitz, eine aus Mammut-Elfenbein geschnittene kleine Skulptur aus der Magdalenien-Kultur (14000 bis 8000 v.u.Z.), dürfte das berühmteste Exponat sein. Wer allerdings erwartet, eine üppige Steinzeitschönheit (nach Art der „Venus von Willendorf“) zu Gesicht zu bekommen, wird enttäuscht. Man braucht sehr viel Fantasie, um überhaupt eine Ähnlichkeit zum Menschen bei diesem Fundstück aus dem Bärenkeller zu erkennen. Die „Venus“ und weitere Fundstücke, wie einige 40 cm lange Speerspitzen aus der gleichen Zeit, lassen den Schluss zu, dass es sich beim Bärenkeller um eine altsteinzeitliche Kulthöhle handelt. Ein besonderes „Schmankerl“ ist noch ein kleiner Nebenraum, der zu einer künstlichen Höhle umgestaltet wurde. Darin ist mit lebensgroßen Puppen eine altsteinzeitliche Alltagszene recht anschaulich dargestellt.

links: Bärenkeller bei Garsitz: Speerspitzen aus dem Magdalenien

³ Von Bachschwinden am „Langen Berg“, dessen östlichen Ausläufer das Gebörne darstellt, wurde eine Verbindung zu stark schüttenden Quellen im Stadtgebiet von Königsee, die für die Trinkwasserversorgung herangezogen werden, nachgewiesen (2000 l/s, Durchgangszeit 24h). Bei einer Bohrung, die man (im Zuge des Bergbaus) in der Nähe der Quellen in Königsee einbrachte, war man zudem auf einen 17 m hohen natürlichen Hohlraum gestoßen. Ein weiterer Beweis für eine groß angelegte Verkarstung in der Gegend.

Anschließend starteten die Eiligen von uns mit dem KGM-Truppentransporter wieder zurück ins Fränkische. Nur Christoph und ich waren mit eigenen Fahrzeugen angereist und wir nutzten die Gelegenheit, noch etwas durch die Gegend zu streifen.

• Die Güldene Kirche bei Mankenbach

Zunächst fuhren wir wenige Kilometer zum Aussichtsturm (nebst kleiner Kneipe) auf die „Barigauer Höhe“. Auf diesem Höhenzug stehen bereits die knapp eine halbe Milliarde Jahre alten Gesteine aus dem Ordovizium an. Wir hatten also den Rand des „Thüringer Beckens“ überquert und sind ein Stück auf den geologischen „Horst“ hinaufgefahren, den man landläufig das „Thüringische Schiefergebirge“ und weiter nordwestlich den „Thüringer Wald“ nennt. Anschließend fuhren wir weiter zum Tal der oberen Schwarza bei Mankenbach, dessen Hänge aus noch betagterem Schiefergestein, das mit einem Alter von 800 Mio. Jahren dem Proterozoikum zuzuordnen ist, bestehen. Dort bildeten sich im Karbonzeitalter auf Grund von tektonischen Störungen Risse und Spalten. Durch diese Risse drang Tiefengestein empor, das als Granit erstarrte. Am obersten Talhang der Schwarza befindet sich in diesem Gestein die „Güldene Kirche“, ein nach etwa 20 m blind endender Bergbaustollen, den wir nur gebückt befahren konnten. Die Kleinräumigkeit weist auf eine Anlage aus dem Mittelalter hin. Tatsächlich hatte man hier nach Silber geschürft (und nicht etwa nach Gold, wie man aus dem Namen folgern könnte⁴). Christoph und ich konnten außer ein paar Mini-Erzäderchen aber nicht sehr viel Abbauwürdiges an den Wänden erkennen.

• Die Aschauer Erdfälle



Nach diesem schauerlichen Blick in die zeitlichen Abgründe der Erd-Urzeit flohen wir zurück über den „Beckenrand“ und stießen bei Aschau wieder auf jüngere, und vor allem verkarsungsfähige Gesteine. Dort besuchten wir zwei neben einander liegende, nur durch einen schmalen Steg getrennte riesige Dolinen, die so genannten „Aschauer Erdfälle“.

der östliche der beiden gewaltigen Einsturztrichter der Aschauer Erdfälle

Jede dieser beiden Hohlformen hat einen Durchmesser von 60 bis 70 m bei einer Tiefe von 15 bis 20 m, Dimensionen die auch uns noch staunen ließen, die wir den Anblick großer Dolinen aus unserem Arbeitsgebiet in der Altmühlalb eigentlich gewohnt sind. Es handelt sich um Einsturztrichter, die durch Lösungsvorgänge im hier als Anhydrid vorliegenden Zechstein entstanden sind. Verbruchvorgänge im Untergrund pausten sich in den auf der Oberfläche anstehenden Buntsandstein durch. Die Aschauer Erdfälle sind ein Beleg für das Vorhanden-

⁴ Goldanteile in Quarzadern und Seifengold lässt sich im Tal der Salza und ihren Nebenbächen aber durchaus finden: Vor Kurzem erst wurde von Hobby-Goldwäschern in der Nähe von Schwarzburg sogar ein größerer „Nugget“ geborgen!

sein einer intensiven Verkarstung des Zechstein-Anhydrids, auch wenn in der Umgegend bislang noch keinerlei Höhlen in dieser Formation bekannt sind. Ihre Entstehungszeit ist nicht bekannt, doch die Steilwandigkeit der beiden Trichter spricht dafür, dass sie geologisch gesehen noch relativ jung sein müssen.

Zum Schluss noch: Das Wochenende war eine runde und vor allem lehrreiche Sache. Angesichts der regelrechten „Bombardierung“ mit zu verdauenden Informationen hat's auch etwas gedauert mit diesem Bericht. Vielen Dank an unsere kompetenten Führer. Wir hoffen, wir sehen Euch demnächst mal wieder in der Fränkischen Alb.

Angehängt sei noch ein frecher Aufruf von mir: Hallo junge und tatkräftige Höhlenforscher! Meldet euch doch mal bei den netten Leuten von der Fachgruppe! In der Gegend am Nordrand des Thüringer Waldes gibt es in speläologischer Hinsicht noch viel zu tun und zu entdecken und es mangelt an Nachwuchs! Es wäre schade, wenn eine langjährig so geschäftige und erfolgreiche Truppe wie die Fachgruppe Königsee wie viele andere Höhlenvereine mangels junger Nachfolger in der Versenkung verschwinden würde. Ihre erfolgreichen Tätigkeiten während der letzten über 40 Jahre waren möglich durch Heimatverbundenheit, Verantwortungsbewusstsein und Durchhaltevermögen, alles Eigenschaften, die etwas aus der Mode gekommen sein mögen, die nicht zuletzt aber auch für den bisherigen Erfolg der Karstgruppe Mühlbach hilfreich waren.

verwendete Literatur:

- O.Wagenbreth/W.Steiner 1989: „Geologische Streifzüge: Landschaft zwischen Kap Arcona und Fichtelberg“.
- VEB Deutscher Verlag für Grundstoffindustrie, DDR
- P.Rothe 2005: „Die Geologie Deutschlands“. Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt
- I.Heinze 1988: „Die Erdfälle bei Aschau“. Rudolstädter Heimathefte, Heft 9/10 S.171ff
- Gerhard Hertwig 1998: „Königseer Höhlenforscherreport“
- Dieter Meinig 1997: „X-Akte Jonastal“ – die Rätsel des letzten „Führerhauptquartiers“. Wissenschaft ohne Grenzen 1/1997
- 1992: „Klosterruine Paulinzella“. Verlag Schnell & Steiner GmbH
- Broschüre zum Schaubergwerk „Volle Rose“
- mündliche Auskünfte unserer Führer von der Fachgruppe für Höhlen- und Karstforschung, Ur- und Frühgeschichte Königsee: Ingolf Heinze, Hubert Brückner, Helmut Markgraf, Rainer Rach und Dieter Reise